



Was tönt denn da? Musikmachen beginnt mit dem Zuhören – und auch die Natur ist voller Geräusche, die zu Musik werden können. Seit zehn Jahren läuft das Klangkunst-Projekt „Geräuschmusik“ schon an Berliner Kitas.

Foto: promo/geräusch(mu'si:k)

Avantgarde in Gummistiefeln

Ein Künstlerpaar macht Klangkunst mit Kindern – und stellt Hörgewohnheiten vor eine Herausforderung

VON THOMAS WOCHNIK

Manche meinen, musikalische Früherziehung sei der Schlüssel, um schon im Kitalter Hochbegabungen zu entdecken, die Spreu vom Weizen zu trennen, die Beethovens, Mozarts und Schönbergs ihrer Generation aus dem Sumpf des Mittelmaßes zu lösen und ihrer höheren Bestimmung zuzuführen. Das mögen unzeitgemäße, elitäre Elternträume sein, die Pädagogen schon lange nicht mehr bedienen wollen. Wie aber begleitet und gestaltet man die ersten musikalischen Kindeschritte, ohne schon an Glockenspiel oder Trommel eine Trennung der mutmaßlich Begabten von den Unbegabten durchzuführen? Auch das sogenannte Orff-Instrumentarium für den Musikunterricht, bestehend unter anderem aus Glockenspiel, Xylofon und Triangel, verliert seine Niederschwelligkeit, wenn die Musik, die darauf gemacht wird, zu hohe Anforderungen stellt. Seit zehn Jahren mischen Daniela Fromberg und Stefan Roigk deshalb mit einem eigenen Ansatz und ihrem Projekt „Geräuschmusik“ erfolgreich Berliner Kitas auf. Und sprengen nebenbei auch die Musikhorizonte von Eltern und Erzieher:innen.



Fromberg

Fromberg und Roigk, privat wie beruflich ein Paar, sind bildende Künstler, Klangkünstler und Komponist:innen, die ursprünglich gar nicht vorhatten, in die kulturelle Bildung einzusteigen. „Im Jahr 2009 führten wir im Rahmen einer Eltern-Kind-Initiative an der Kita unseres Sohns den ersten Workshop durch, experimentierten ganz wild mit Kindern aller Altersstufen und waren selbst überrascht davon, wie gut das lief“, sagt Fromberg. Schnell kamen Anrufe anderer Eltern, die um Wiederholungen baten, bald darauf auch von anderen

Kitas. Der Bezirk bezuschusste die Workshops schnell. Der Kern der Workshops war eine Art Materialforschung – und die Kinder waren die Forscher:innen.

Die einzelnen Abschnitte drehten sich darum, herkömmliche Alltagsobjekte auf ihre klanglichen Möglichkeiten zu untersuchen, etwa Papiertüten, Kartons, Spülbürsten, Kamm und Lineal. „Die Papiertüte kann man aufblasen und mit einem lauten Knall zum Platzen bringen, klar“, sagt Roigk. „Aber man kann sie auch langsam zerreißen, damit auf tausend Weisen rascheln, sie sich an die Ohren halten und durch sie hindurch die Umwelt hören, kann sie an unterschiedlichen Gegenständen reiben. Man kann sie zum Trichter

Die Kinder sollen lernen, dass alles Musik ist

formen und durch ihn hindurchrufen, die eigene Stimme damit verzerren – jedes Mal klingt es anders.“

Die Kinder entwickeln ganz verschiedene Ansätze, sagt das Künstlerpaar – manche wollen laut sein, andere begeistern sich für Feinheiten, versinken schon mal minutenlang in das Geräusch einer leise über Raufasertapete streichenden Haarbürste. Was Erwachsenen sonderbar vorkommen mag, ist zunächst ein ganz eigener Zugang zur Welt. Als erwachsener Mensch hat man vor allem gelernt, Geräusche auszublenden. „Geräusche haben einen schweren Stand. Im Alltag geht es zumeist darum, sie zu unterdrücken. Der gedankliche Schritt vom Geräusch zum minderwertigen Lärm geht sich scheinbar von allein“, sagt Fromberg. „Dabei sind Geräusche ein Nebenprodukt der Bewegung – wann immer sich etwas bewegt, wann immer Reibung stattfindet, entsteht auch ein Geräusch.“ Und das weckt Forschergeist: Das Ge-

räusch, das von einem Gegenstand ausgeht, offenbart, was drinsteckt, ob er einen Hohlraum hat, welches Material sich unter seiner Lackoberfläche befindet. So lässt sich den Dingen auf den Grund gehen, hinter die Kulissen horchen.

Nur, was hat das mit Musik zu tun? „Normalerweise wird den Kindern beigebracht, dass es erst Musik ist, wenn es nicht mehr schräg klingt. Wir haben dagegen von Anfang an gesetzt, dass alles, was wir hier tun, Musik ist.“ Und die beginnt mit dem Hören und Tasten, endet aber nicht dabei. „Wir zeigen den Kindern Formen der grafischen Musiknotation, wie sie in der Neuen Musik vorkommen, und schreiben mit den entdeckten Geräuschen Musikstücke“, sagt Roigk. „Natürlich heißt das dann nicht ‚grafische Notation‘, was die Kinder nicht verstehen würden. Wir sagen, ‚wir malen jetzt Musikbilder und denken uns dafür Musikzeichen aus. Das ist wie mit Verkehrszeichen, bei Rot steht alles still, bei Grün machen wir dies und das‘. Wir leiten die Kinder dabei an, die Klänge, die sie selbst entdeckt und für interessant befunden haben, in ein größeres Ganzes einzubetten. Das ist sehr ergebnisoffen und fordert uns die Kompetenz ab, auch mal das Würge- oder Kotzgeräusch, das ein vierjähriges Mädchen gerne artikulieren möchte, als musikalischen Ausdruck ernst zu nehmen.“ Sie erfinden dazu Zeichen für den Einsatz eines Kamms, der über einen Pappkarton streicht, oder einer zum Platzen zu bringenden Papiertüte. „Unser Anspruch ist nicht, dass die Partituren am Ende so aussehen wie die bekannter Komponist:innen, sondern wie Partituren fünfjähriger Kinder.“

Bei der Aufführung werden die jungen Komponist:innen dann zum Musikensemble. Neben der Hörsensibilisierung üben sie sich hier in Sprache und Sozialverhalten. „Schön ist dabei, wie die Kinder sämtliche Klischees von Herkunft, sozialen Schichten, Bezirken ganz radikal

widerlegen.“ Wenn sich soziale Hintergründe überhaupt bemerkbar machen, dann etwa, wenn manche Kinder stärker darauf aus sind, Leistung zu bringen und sich in den Vordergrund zu spielen, als andere. Gerade in sogenannten Problembezirken, wo Kinder und Eltern keine vorgefassten Urteile über Musik abgeben, herrscht dagegen oft mehr Offenheit gegenüber ungewohnten Klängen. „Man hat ja in der öffentlichen Wahrnehmung oft den Eindruck, dass Neue Musik einen besonders elitären Anspruch hat. Wenn wir den Kindern Geräuschmusik von



Roigk

John Cage, Mauricio Kagel oder auch Joseph Beuys' ‚Ja Ja Ja, Ne Ne Ne‘ vorspielen und die Kinder das sofort freudig aufgreifen und mit ihren Mitteln nachmachen, zeigt sich, wie niederschwellig diese Kunst sein kann, wenn

man unvoreingenommen an sie herangeht“, sagt Fromberg. Ein Teenagermädchen, das einer Aufführung zugesehen hat, reagierte auf das Fehlen gewohnter Klänge dagegen mit „Was ist das denn für kranker Scheiß?“ – so ähnlich hat schon das Publikum auf die Uraufführung von Beethovens Dritter, der „Eroica“, 1804 reagiert.

Dass man zum Musikmachen keine Musikinstrumente braucht, ist übrigens nicht nur in puncto ästhetischer Bildung interessant. Es bedeutet auch ganz pragmatisch, dass Kitas, die sich keine teuren Instrumente leisten können, nicht auf Musik verzichten müssen. Auch nachdem die Workshops schon vorbei sind. „Und wir wissen, dass sie es auch nicht tun“, sagt Fromberg.

Im Lockdown hat das Projekt notgedrungen Pause, ab sofort ist das Programm aber in Form von wöchentlich erscheinenden Videos online auf geraueschmusik.de zugänglich.